

Über Cannae und Waterloo nach PISA. Unsere Schulen auf dem Weg in den Nihilismus

Josef Zellner

„War Pisa unser Cannae?“ Wer so fragt, dürfte sein Waterloo erleben. Eine sanfte Anspielung wie diese entzieht sich Kenntnis und Verständnis nicht weniger Zeitgenossen, seien sie nun in den schulischen und universitären Genuss höherer Bildungsweihen gekommen oder nicht. Politische Abhilfe verspricht allein Peter Müller, der Ministerpräsident des Saarlands, der vor einiger Zeit zur Entrümpelung der Lehrpläne anmahnte, man müsse im Geschichtsunterricht doch nun wirklich nicht alle drei Punischen Kriege behandeln, einer tue es in exemplarischer Behandlung doch auch. Und wenn es nun nicht der zweite ist? Wohin dann mit Cannae?

Gewiss: In früheren Zeiten nutzten humanistisch Gebildete ihre Wissensüberlegenheit auf bestimmten Feldern mitunter schamlos aus, so dass sich die Unkundigen als Ausgeschlossene und ganz klein fühlten. Bei aller Klage über solch vergangene Arroganz: Immerhin wurden dann zu Hause gelegentlich Lexika gewälzt... Heute dagegen stehen die bescheidensten Vertreter schon der leisesten kulturellen Anklänge in einem ständigen Zwei-Fronten-Krieg: Zum einen gilt jegliches Kulturwissen in den Bereichen Literatur, Geschichte, Politik, gar Philosophie oder Religion gemeinhin als obsolet. Die Anforderungen an das menschliche Langzeitgedächtnis dürfen den Erinnerungswert der Nachrichtensendungen dieser Woche nicht mehr übersteigen. Zum anderen gebärdet sich das früher nicht selten verschämte Nichtwissen heute im Wissen um satte demokratische Mehrheiten offensiv bis aggressiv.

So kann es nicht verwundern, dass allein schon das Ansinnen einer Frage nach „Cannae“ als Zumutung gilt. Man wird zudem den Eindruck nicht los, dass „klassische“ Bildungsfragen diversen Fernsehsendern vor allem als schier unfehlbare Ausgabenminimierungsstrategie für gewinnwillige Kandidatinnen und Kandidaten der entsprechenden Quiz-Shows dienen.

Unserer heutigen Gesellschaft gelten schier alle Glücksformen als einerlei, soll doch jeder nach seiner Fassung selig werden, will doch kaum mehr jemand hören und noch seltener begreifen, dass es sehr wohl auch im Glück Qualitätsunterschiede gibt. Hart erarbeitetes Glück, durch ethisch hochstehendes Handeln erworbenes

Glück, durch Anspannung aller denkerischen wie seelischen Kräfte errungenes Glück – schmeckt das nicht anders, zählt das nicht in höherem Maße, prägt uns das nicht dauerhafter und tiefer als das beiläufig zugeflogene Erfolgsvöglein des hedonistischen Hasardeurs?

Verselbständigt Zweckdenken weitgehend ohne Bewertung der Inhalte des Angezielten bedeutet nichts weniger als den ersten Schritt auf dem Weg in den Nihilismus. Nihilismus darf dabei freilich nicht so verstanden werden, als sei derjenige Nihilist, der an nichts glaubt. Derjenige, für den es schlechterdings nichts gibt. Vielmehr ist dem Nihilisten alles einerlei, also nichts, vielmehr hat für den Nihilisten nichts höhere oder bleibendere Bedeutung als etwa beliebiges anderes.

Ein bisschen sind wir Deutschen seit 1945 wohl alle Nihilisten. Da nichts und niemand Hitler hat verhindern können, auch Humboldts bildungsgetränkte deutsche Nobelpreisträgerlandschaft nicht, blieb angesichts der Unmöglichkeit purer Restauration nur die im Kern nihilistisch grundierte tabula-rasa-Philosophie. Leider aber haben wir nun einmal ganz grundsätzlich nicht die Möglichkeit einer creatio ex nihilo, nachdem schon einmal etwas gewesen ist. Dass die 68er in der ohnehin spärlichen Restauration von noch spärlicheren nicht korrumpierten Traditionen aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus stets und immer wieder eine reaktionäre Wiederherstellung NS-ähnlicher Zustände witterten, lässt sich wohl nur aus dem Verlust des Urvertrauens der ersten Nachkriegsgeneration in eine – notwendigerweise, aber nicht notwendigerweise ausschließlich – mit Wohlstandszielen befassten elterlichen Kriegsgeneration erklären, die die geforderte radikale tabula-rasa-Philosophie weder leben wollte noch leben konnte. Zuletzt hat die deutsche Wiedervereinigung gezeigt: Auch eine creatio ex nihilo eines Staatswesens ist bei einem politischen Systemwechsel nicht ohne jeden Rückgriff auf politerfahrenes Personal des ancien régime möglich. Sie ist im übrigen nicht einmal beim erstmaligen Übergang von tribalen zu staatlichen Strukturen möglich.

Der diagnostizierte Verlust an Urvertrauen erklärt wohl auch den abgrundtiefen Zynismus einer desillusionierten Generation, die das gefühlte Nichts mit den individuellen Zielen des rigoros nach Selbstverwirklichung drängenden Einzelnen drapieren wollte.

Der prätendierte Individualismus äußerte sich folgerichtig nicht selten in gnadenlosem Einheitsdenken, beispielsweise bei der Kollektivverurteilung der eigenen Elterngeneration. Noch heute bleibt ein Hauch dieses nur scheinbar paradoxen antikollektivistischen Kollektivismus unter den Auspizien der Käseglocke einer Konsensgesellschaft lebendig.

Erste bildungspolitische Konsequenz der deutschen tabula-rasa-Philosophie war nach einigen Kurzzeit-Restaurationsversuchen eines „Dritten Humanismus“ spätestens seit den siebziger Jahren eine epidemische Zielorientierung.

Die Zeit der Curricula brach an. Idealerweise wollte perfektioniertes Curriculum-Denken dafür sorgen, dass um 8.45 Uhr eines bestimmten Schultages an allen Schulen einer Schulart der gleiche Stoff unterrichtet würde. Am konsequentesten beschritten die Franzosen aufgrund ihrer cartesianisch-zentralistischen Tradition diesen Weg. Doch auch in den deutschen Lehrplänen wimmelte es von Lernzielen aller Art, von Grobzielen und Feinzielen, von über- und untergeordneten Lernzielen, von Schritten zur Erreichung von Lernzielen, von Teilschritten zur Erreichung von Teillernzielen und von der Untergliederung der Teilschritte zur Erreichung von

Teillernzielen in infinitesimale Subteilschrittverästelungen. Und über allem wachte als gesellschaftliche Korrekturinstanz das gestrenge Auge des jeweiligen Kultusministeriums, auf dass die Curricula punktgenau umgesetzt würden.

Gesellschaftliche Mehrheiten, die organisierte veröffentlichte Meinung oder wenigstens fortschrittliche Pädagogikprofessoren wollten Bildung als punktgenau durchgeplanten Prozess organisieren, auf dass durch die allgemeine Anwendung perfektionierter Methoden alle die besten würden. Bildung sollte bekanntlich befreien, idealiter das kritische Bewusstsein, realiter nicht selten von der Notwendigkeit, durch eigene Arbeit schon im zarten Alter von 30 Jahren seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wo Platon und Cicero, Goethe und der deutsche Idealismus waren, sollte die Erziehung zur Mündigkeit anhand „kritischer Texte“ werden. Am besten schienen sich die Günters zu eignen – von Grass bis Wallraff.

Nicht mehr der Gehalt von Autoren oder die sprachästhetische Qualität von Texten stand im Vordergrund, Autoren und Texte wurden fortan in den erzieherischen Schraubstock des funktionalistischen „um zu“ gespannt. Der Wert oder die Wertlosigkeit eines Textes und damit seine schulische Relevanz oder Irrelevanz bemaß sich fürderhin nach dem präsumtiven Instrumentalisierungspotenzial für den Aufbau einer solidarischeren Gesellschaft. So wurde kanonisierte Weltliteratur gestrichen und gezielt durch Wrackteile ersetzt, die sich besser zur lernzieladäquaten Ausschlichtung zu eignen schienen.

An die Stelle lauschender Schüler, die in historisch-menschliche Zwiesprache mit dem Autor treten wollten, traten kleinstschrittig Belehrte, die oft genug nicht einmal mehr Bahnhof verstanden, aber wenigstens mit ihrem wachen kritischen Bewusstsein erkannten, dass Jack nicht einfach Jill seine Liebe erklärte, sondern vielmehr aufgrund eines vermutlich ödipalen Komplexes mittels seines Kehlkopfes Laute produzierte, auf die Jill dann ihrerseits aufgrund ihrer familiären und gesellschaftlichen Sozialisierung mit ganz bestimmten Kehlkopflauten reagierte. Kurz: Es herrschte kruder Behaviorismus.

Irgendwann in diesen Jahren muss es wohl gewesen sein, dass sich die Fähigkeit zum problemlösenden Denken ebenso unauffällig durch die Hintertür zu verabschieden begann wie das Faktengedächtnis, da die kritische Analyse der „Bild“-Zeitung mehr versprach als das gelegentliche Lernen eines Gedichts. Das strukturschwangere Problembewusstsein ersetzte zunehmend das „banale“ Faktengedächtnis.

Dabei wurde jedoch übersehen: Wenn positives Wissen als obsolet gilt, bricht langfristig die Basis des Denkens weg. Und wenn sich das kritische Denken an einer Front konzentriert, öffnen sich andernorts kompensatorisch Abgründe an Naivität. So will es der Satz Odo Marquards von der Erhaltung der Naivität. Stringente Logik, konzises Denken, definatorische Strenge gerieten außer Mode, an deren Stelle traten „pädagogische Heublumenbäder“ (Hans Maier) und die gewissensberuhigende moralische Empörung, über die Antony Beevor urteilt: „Es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber erstes Opfer moralischer Entrüstung ist die intellektuelle Ehrlichkeit.“

Der masochistisch-lustvolle Blick auf die eigene Schuld an der Welten ganzer Jammer äußerte sich in genießerischem Auskosten des eigenen schlechten Gewissens. Das „non posse non peccare“ des Augustinus erhielt seine modern-säkulare Dritte-Welt-Variante. Finsterer Katastrophismus feierte fröhliche Urständ.

Da hoher moralischer Empörungsaufwand auf Dauer nun einmal rasch ermüdet – vor allem wenn die prognostizierte Apokalypse immer wieder ausbleibt –, tauschte die „Generation 1989“ oder „Generation Golf“ oder „Generation ...“ den Strickpulli gerne gegen Designerklamotten und die körnergrüne Genussfeindlichkeit gegen hemmungslose Hingabe an den Konsum.

Mit dem gesellschaftlichen Paradigmenwechsel vom verkniffen grünen Gesicht zum Erlebnispark auf der grünen Wiese geht auch schulisch ein zweiter Schritt auf dem Weg in den Nihilismus einher: Den Curricula wurde der Garaus gemacht. Selbstbestimmung der Einzelschule in den Methoden heißt das Gebot der Stunde.

An die Stelle der Überprüfbarkeit konkreter curricularer Lernziele sind abgeschliffene, EU-kompatible Ziele wie die „Beherrschung von Texten mittleren Anspruchs“ getreten. Hauptmethode zur Überprüfung „weicher“ Ziele ist die gegenwärtige „Testeritis“ der globalisierten Bildungswelt. Dass aber das Erreichen solcher Ziele wesentlich an Methodenhegemonie gebunden ist, ging in der PISA-Diskussion fast völlig unter. An die Stelle gesellschaftlicher Relevanz der Inhalte ist heute die Statistikrelevanz quantifizierbarer Fakten getreten, an die Stelle des politerzieherischen Diskurses das neue Mantra der Anwendungsbezogenheit. Konnte man der volkspädagogischen Erziehung zum kritischen Bewusstsein wenigstens noch fehlgeleiteten Idealismus bescheinigen, gilt nunmehr nur noch, was sich auch rechnet. Der Beerdigung des Behaviorismus folgte alsbald seine Reinkarnation im Dienst von „selfmarketing“ und „Ich-AG“.

Wurden die vermeintlich bildungsbürgerlichen Humaniora in den 70ern auf ihr kritisches Potenzial hin abgeklopft, hat heute Seneca seine Relevanz für Manager nachzuweisen. Und wer sein Unternehmen nach den benediktinischen Regeln führt, kann vielleicht sogar die Quartalsbilanz aufbessern. Zwar schreibt Gott bekanntlich auch auf krummen Zeilen gerade, trotzdem lässt die nurmehr auf Formalkomptabilitäten ausgehende perfekte Funktionalisierung des Schulbetriebs schaudern.

Heute sind Autoren und Texte nicht einmal mehr Streitobjekt. Ob sie die Menschen kritischer und die Gesellschaft besser machen, interessiert nicht mehr. Autoren und Texte können je nach Gusto verwendet oder aber dem Orkus überantwortet werden. Entscheidend ist, ob sie als Spielball und Füllmasse für das moderne Methodenlernen taugen. Und die Inhaltsrelevanz? Irrelevant! Als Richter fungieren „die Evaluationsbilanz der eigenen und der Leistungsvergleich mit der Nachbarschule. So versucht’s halt die eine Schule mit Platon, die andere mit Zen-Buddhismus, eine dritte mit Greta-Garbo-Filmen. Alles eine Frage des Schulprofils.

Abgerechnet wird im Jahrgangsstufentest, nicht im späteren Berufsleben. Im Mittelpunkt soll bei all dem seltsamerweise der Mensch stehen: Individuelle Förderung ist das Gebot der Stunde. Die denkerisch längst obsoleete 68er Ideologie feiert posthume Triumphe: Schulischer Misserfolg liegt an unzureichender individueller Förderung. Dabei schrieb Tante Martha doch ins Poesiealbum: „Ein gebildeter „Mensch ist ein stets sich bildender.“ Hieß es 1968ff.: „Die Veränderung der Gesellschaft ist machbar.“ So heißt es heute: „Erfolg ist machbar.“ Dies unterschreiben mittlerweile weitgehend unterschiedslos Bildungspolitiker aller politischen Couleur. Alles nur eine Frage der Rahmenbedingungen. Vor allem aber: Alles eine Spätfolge der nihilistischen tabula-rasa-Philosophie à l’allemande.

So bevormunden wir wohlgemuten und innovativ peppig-poppigen Lehrkräfte des neuen Jahrtausends in unserer methodenhörigen, politisch korrekten und pädä-

gogisch erotisierten Beflissenheit unsere Schülerinnen und Schüler genauso wie die 68er-Generation die ihren bevormundet hatte. Über die NATO-Nachrüstung ließ sich wenigstens noch streiten. Was aber sollen wir tun, da wir schon vergessen haben, dass wir über Inhalte streiten könnten? Gilt mutatis mutandis in der Schule, was der evangelische Landesbischof von Berlin-Brandenburg im Blick auf die weitverbreitete Religionsferne beklagte: „Die Menschen haben sogar vergessen, das sie Gott vergessen haben.“

„All dies spricht nicht gegen die Anwendung moderner Methoden der Leistungskontrolle in Betrieben und Schulen. Leistungskontrolle ist nötig. Gefährlich werden Evaluationen erst bei gläubiger Erwartungshaltung, die als Wirklichkeit nur noch die Evaluationsergebnisse gelten lässt. Seien wir ehrlich: Evaluation auch von Lehrkräften kann durchaus eine Hilfe sein. Aber Evaluation muss ihre Grenzen mitbedenken. Denn bereits das Wissen um die Beobachtung der Lehrkraft mit der Kamera verändert prinzipiell die Lehr- und Lernsituation und damit auch das Lernergebnis. Und weiter: Evaluation kann nur evaluieren, was evaluierbar ist. Evaluationsrelevant ist somit nicht, was die Lehrkräfte ihren Schülerinnen und Schülern beibringen. Entscheidend ist das Wie. Entscheidend – weil evaluierbar sind die zieladäquaten Lehrmethoden und der Vergleich messbarer Ergebnisse. Überraschende Gedanken und Erkenntnisse als Frucht des unterrichtlichen „kairos“, der unterrichtlichen Taborstunden, die vielleicht erst nach jahrelanger Inkubationszeit in einer bestimmten späteren Lebenssituation im Lernenden etwas auslösen, entziehen sich schlichtweg jeglicher Evaluation.“

So muss die Verlagerung des prüfenden Blicks von den Inhalten auf die Organisation von Prozessabläufen und den quantifizierbaren Output des Black-Box-Modells „Schüler“ als Meilenstein auf dem Weg zum perfekten Nihilismus angesehen werden: „Das Heilsversprechen der Religion, die Utopie der Politik, das Bildungsideal des Humanismus – all das ist für uns historisch geworden. In diesen Traditionen stecken keine Modelle für eine postmoderne Lebensführung mehr. Daher sind die Werte obdachlos geworden.“ Der Medienphilosoph Norbert Bolz steht für diese postmoderne Lebensführung wie kaum ein zweiter: Selten war elegant formulierte Obdachlosigkeit in nihilistischem Gewande lukrativer – und welcher evaluierbare Wert außer den Verkaufszahlen bliebe dem Verfechter eines konsequenten Nihilismus? Die Ergebnislosigkeit anschwelliger Wertediskussionen jenseits ungefüllter Begriffshülsen wie „Toleranz“ scheint Norbert Bolz noch zu bestätigen.

Zukunftsrelevanter aber ist die Frage: Welcher Ausweg bleibt Schülern und Lehrern heute?

Einen ersten wichtigen Hinweis gibt Martin Mosebach, der die Lebendigkeit, nicht die Zeitgemäßheit als Merkmal des Kunstwerks anmahnt: „Ein neues Passphoto sieht schon aus, als werde es bereits von der Polizei zur Identifizierung eines im Fluß gefundenen Toten verwendet, aber eines der Mumienporträts aus Fayum in Ägypten, zweitausend Jahre alt, flößt uns das unbestimmte Gefühl ein, diesen Menschen gerade eben bei einem Pizzabäcker gesehen zu haben.“

Machen wir also in der schulischen Arbeit wieder den Autor stark! Machen wir den Text stark! Machen wir geistige Substanz und Inhalt stark! Machen wir die Vergangenheit statt der Aktualität stark! Machen wir die historische Kommunikation stark, deren Sinn und Zweck in der Authentizität liegen mag, aber fordern wir vor allem keine detaillierte Vorabdefinition dieses Sinns und Zwecks!

Einen zweiten Hinweis bietet Eckhard Fuhrs Verdikt über das unstillbare Innovationsbedürfnis: „Veränderungsdrang bis zur Übergeschnapptheit gilt heute als die angemessene mentale Disposition zur Daseinsbewältigung.“ (Eckhard Fuhr, Lob des Dableibens, in: Die Welt, 13.03.03)

Importieren wir also aus Finnland und Kanada nicht das Gesamtschulsystem, sondern eher das ruhige Rauschen der endlosen Wälder! Setzen wir wieder stärker auf Primärerfahrungen und Urvertrauen als Voraussetzung seelisch gesunder Kinder und Jugendlicher statt auf Verwahrung und noch so gut gemeinte „Betreuung“! Und exportieren wir ohne Zögern einen Gutteil unserer Fixierung auf wandelbare Ziele im Dienst der Selbstverwirklichung, deren Verwirklichung viel zu selten wirkliche Erfüllung schenkt!

Einen dritten Hinweis schließlich hält Andre Glucksmanns Urteil über Charles de Gaulle bereit: „Sein Vorsprung auf den Lauf der Geschichte resultierte aus seinem Rückstand auf den Zeitgeist.“

Haben wir durchaus den Mut, schulisch wie persönlich nicht jeden Schnickschnack mitzumachen, wenn er nicht zu uns und nicht zu unseren Schülerinnen und Schülern passt! Haben wir den Mut, modern Unzeitgemäßes wie Anstrengung, Disziplin, Höflichkeit, Selbstrücknahme zu verlangen! Haben wir auch den Mut, gelegentlich „verstaubte“ Texte und Autoren auszugraben, selbst wenn sie der vorletzten Lehrplanreform zum Opfer gefallen sein sollten! Haben wir vor allem Mut zum gelebten Vorbild! Persönliche Glaubwürdigkeit ist keine Frage der Methoden!

Angesichts forcierten post-pisanischen Reformeifers um fast jeden Preis steht derzeit leider zu befürchten, dass Pisa unser Waterloo war. Hoffen wir einmal, dass Pisa doch nur unser bildungspolitisches Cannae war. Schließlich bedeutete die Niederlage bei Cannae die Geburtsstunde des erfolgreichen Feldherrn Quintus Fabius Maximus Cunctator. Der „Zögerer“ und „Zauderer“ vermied bekanntlich offene Feldschlachten gegen die überlegenen Truppen Hannibals, bis der jüngere Scipio Africanus nach Karthago übergesetzt hatte und damit die Rückkehr Hannibals erzwang. Der römische Sieg 202 v.Chr. bei Zama hat uns gezeigt: Auch wer die Mehrzahl der Schlachten verliert, kann mit Ausdauer und List den Krieg gewinnen! Wer dagegen die Wahrheit nur in der Evaluation von Oberflächenphänomenen sieht, müsste dies für völlig ausgeschlossen halten!